

I am from nowhere

Medzilaborce findet Warhols Wurzeln

Berühmt geworden ist der Pop-Art-Künstler Andy Warhol durch seine Ikonenserien, durch Dutzende von Campbell-Suppendosen und Marilyn Monroes. In der Ostslowakei, der Heimat seiner Eltern, ehrt ein kleines Dorf den Amerikaner mit einem Museum. Und zeigt, dass seine künstlerischen Wurzeln hier zu finden sind.

TEXT: MARIAN BLASBERG

It's the place where my prediction from the sixties finally came true: "In the future everyone will be famous for fifteen minutes." I'm bored with that line. I never use it anymore. My new line is, "In fifteen minutes everybody will be famous."

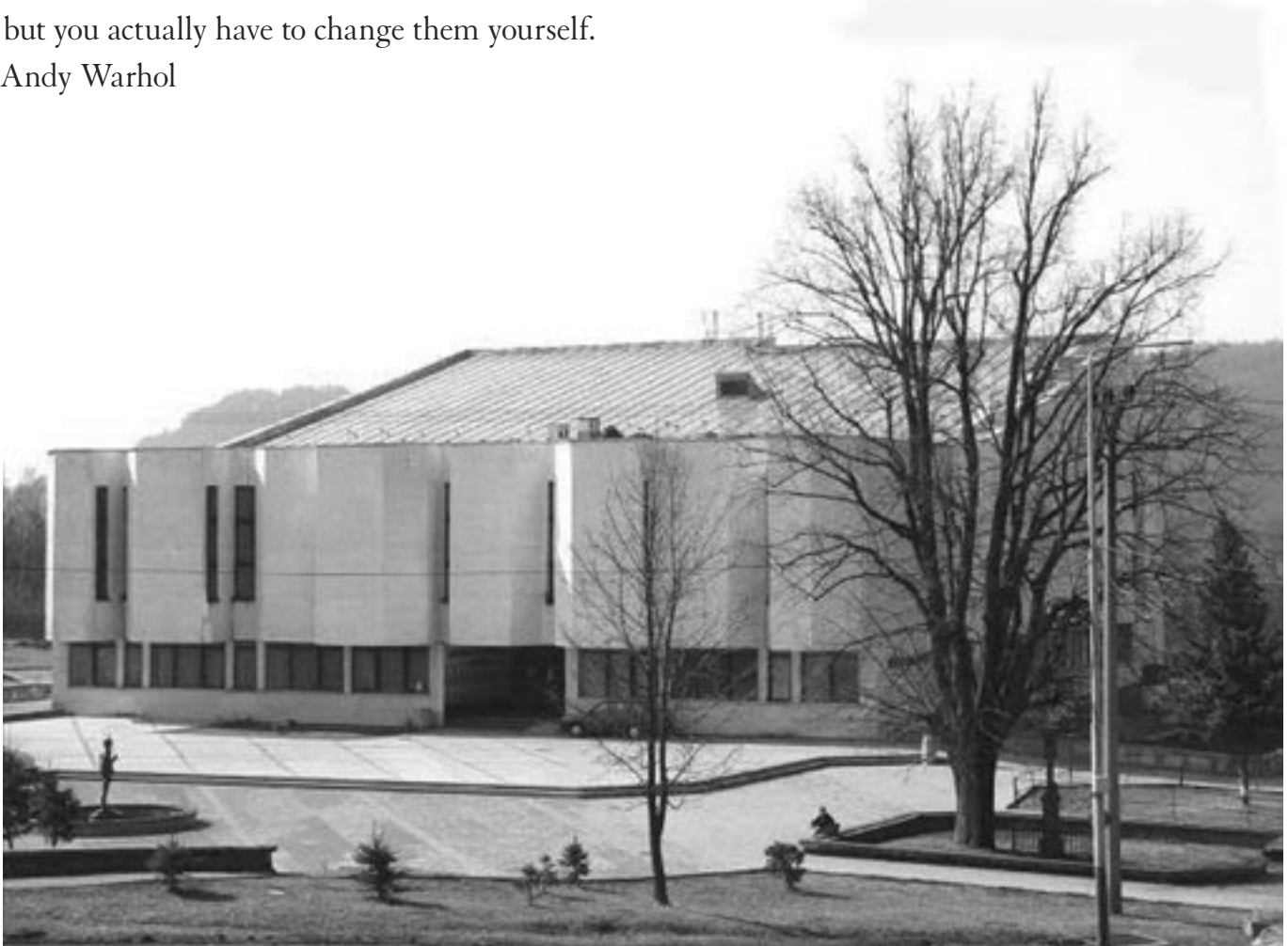
Andy Warhol

Es muss am Vorabend des großen Krieges gewesen sein, als der neunjährige Jan Varchola im strömenden Regen die Kuhherde seines Vaters über die ostslowakischen Felder trieb. Varchola hatte es eilig. Das Gelände war schwierig und die Sicht war schlecht, als plötzlich, mitten auf dem Feld, im Moder, diese Axt da war. Varchola stolperte, er rutschte aus und fiel, mit dem Gesicht voran, in diese Axt hinein.

Etwa zeitgleich fertigte ein schwächtiges Einwandererkind im fernen Pittsburgh, Pennsylvania, seine ersten Zeichnungen. Andrej Warhola war ein schüchterner Junge, der häufig kränkelte, doch die Mutter kümmerte sich liebevoll um ihn. Sie sprach Gebete, las ihm vor und erzählte lang von ihrer Heimat. „I am from nowhere“, wird Andy Warhol später sagen, er habe keine Heimat.

Die Ostslowakei. Heimat. Niemandland. 13 Stunden braucht der Zug von Prag nach Medzilaborce, und auf dem letzten Wegstück kann es passieren, dass weidende Kühe die Fahrt für eine Weile unterbrechen. Dann: verlassene Fabrikgelände, Plakate, immer wieder, auf denen für Luxol-Farbe geworben wird, und Haltestellen, deren Fenster eingeschlagen

They always say time changes things,
but you actually have to change them yourself.
Andy Warhol



Warholmuseum, Medzilaborce

sind und die mehr Menschen fassen als ein Bus je könnte. Einen Kilometer weit ist es vom Bahnhof in den Ort, dann macht die Straße eine Biegung, und auf einmal taucht hinter zwei litfassäulengroßen Campbell-Suppendosen ein weißes, monolithisches Gebäude auf, leuchtend wie eine gewaltige Sahnetorte, aus der in jedem Augenblick ein nacktes Mädchen steigen könnte: Das „Múzeum moderného umenia Andyho Warhola“, oder auch: das „Andy Warhol Museum für moderne Kunst“.

Man habe lange Zeit gesucht, sagt Michal Bycko, der Kurator, bis man ein Gebäude fand. Ursprünglich sollte es das alte Postgebäude sein, doch dann verschwanden Gelder für den Umbau irgendwo in den Kanälen der Partei. Dann kam die Zeitenwende. Der Eiserner Vorhang öffnete sich, bevor im schicken, gerade in Betrieb genommenen Kulturzentrum des Ortes jemals ein Vorhang fiel. Der weiße Klotz stand leer, bis vor zwölf Jahren, als im September '91 das Museum einzog.

Bycko trägt Pantoffeln, wenn er durch die Hallen wandelt. Es ist still, nur Nico singt im Hintergrund ganz leise von irgendeiner Femme Fatale. Bycko schlurft vorbei an den

Vitrinen, in denen Briefe liegen, Briefe von der Mutter in die Heimat, in denen Reisedokumente liegen oder Warhols erste Kamera. Er schlurft vorbei an Andys Taufkleid und den Bildern seiner Brüder, an Dutzenden Faksimiles von Schädeln, Kühen, Marilyns, die einen Überblick verschaffen sollen über das gesamte Werk. Bycko sagt, dass die Bevölkerung damals mit einbezogen wurde bei der Frage, um welche Originale man sich kümmern sollte. Um die 20 haben sie bis heute kriegen können, darunter ein Porträt von Ingrid Bergman, Die Blumen I und II, Hammer und Sichel oder, weil es die Bevölkerung ausdrücklich wollte, den Roten Lenin. Bycko hält kurz inne. Diese Auswahl, sagt er, sei wohl vor allem Ausdruck einer Sehnsucht, einer Sehnsucht nach Vertrautem. Die Menschen brauchten damals eine Brücke, etwas, das die Campbell-Büchsen vor dem Eingang mit der Vergangenheit der Stadt verbindet.

Die Eröffnung des Museums muss für sie ein Schock gewesen sein. In der Gegend schlossen die Fabriken, eine nach der andern. Vihorlat, einst größter Arbeitgeber in der Gegend, reduzierte die Belegschaft von 2000 auf 200. Vor »



Warholstatue, Medzilaborce

der Privatisierung wurden hier noch Panzertüren hergestellt und Tankverschlüsse, heute sind es Nähmaschinenteile. Viele wären damals gerne fortgegangen, doch es reichte oft nicht einmal für die Zugfahrkarte. Nicht nur deshalb muss es wie ein Schock gewesen sein, als von überall her junge Menschen kamen, Künstler, Intellektuelle, nur um sich ein paar Suppendosen anzusehen. Verrückte waren es, die Brillen trugen und Perücken, um wie Warhol auszusehen, und die noch mehr tranken als sie selbst.

Bycko glaubt, dass „viele Gute mit einem Schock beginnt“. Die Menschen seien so gezwungen, sich mit dem Fremden zu befassen. Er glaubt, die Gegend werde offener dadurch.

Bycko, dieser stattliche, vollbärtige Kerl mit der Safari-West, ist vielleicht ein Träumer, ein Abenteurer ist er allemal. Als Kunststudent auf der Akademie in Presov, zu Beginn der 70-er Jahre, hörte er zum ersten Mal von Warhol. Sein Professor fragte einen Mitstudenten, der Varhola hieß, nach dessen Beziehung zu dem inzwischen weltberühmten Pop-Art-Künstler. Doch der antwortete mit einem Achselzucken.

Bycko aber war infiziert. Der große Warhol ein Slowake? Er machte sich auf die Suche und schrieb Briefe in die USA, in denen er nach Warhols Wurzeln fragte. Er bekam Kontakt zu Angehörigen in Pittsburgh. Die Indizien begannen sich zu häufen, und Bycko ließ nicht locker, den ganzen Landstrich nach Varchols, Varcholas und Varholas abzuklopfen, so lange, bis er fündig wurde und irgendwann kein Zweifel mehr bestand: Andrej Warhola, Vater von Andy Warhol, verließ das

In der „Penzión Andy“ gehen an guten Tagen 500 Liter Bier über den Tresen. Es ist das Hauptgeschäft, denn die vier Zimmer oben sind so gut wie nie belegt.

Land im Jahr 1912. Er schwitzte fortan als Hilfsarbeiter in den Kohleminen rund um Pittsburgh, doch es reichte nicht, um Julia, seiner Frau, das Geld für eine Überfahrt zu schicken. Dann kam der Krieg und Julias Eltern starben, die Jahre gingen dahin, neun lange Jahre, bis sie ihm 1921 folgte.

Andy Warhol kam vor 75 Jahren, am 6. August 1928, in Pittsburgh zur Welt. Seinen Vater sieht er kaum, stattdessen ist die Bindung an die Mutter um so enger, so eng, dass manche Forscher sie neurotisch nennen. Es ist eine Kindheit voller Geschichten, die von der Heimat handeln, von materieller Not und Krieg und von Soldatenschädeln, die wie Pilze in den Wäldern wachsen. Es ist eine Kindheit voller Frömmigkeit. Julia Warhola, eine Frau von strengem griechisch-orthodoxen Glauben, nimmt den Jungen mit auf Pilgerfahrten, und der ist fasziniert von dem, was er zu sehen kriegt, von den Ikonen, den Ikonenserien. Daheim auf einem Tisch, so heißt es, habe Julia ein altes Bild von ihrem Mann gehabt, es war dasselbe Aquarell viermal, ein jedes nur in einer anderen Farbe. Und wenn sie bastelte, dann waren es Blumen oder kleine Engel aus Papier, Serien von Blumen, kleinen Engeln, immer anders, immer ähnlich, immer angemalt mit den Motiven aus der Heimat.

„Gehen Sie nur rüber in die orthodoxe Kirche und vergleichen Sie“, sagt Bycko. „Sie werden Ähnlichkeiten finden, Ähnlichkeiten zwischen den Ikonenserien dort und den Ikonenserien hier.“ Und auf gewisse Weise, scheint es, sind sogar die Plattenbauten Pop-Art.

Je mehr Michal Bycko bei seinen Recherchen über die Zusammenhänge von Warhols Kunst und der slowakischen Kultur erfuhr, desto plausibler erschien ihm der Gedanke, Warhols Werke in der Gegend auszustellen. Er nahm Kontakt zu John Warhola auf, einem Bruder Warhols, der kurz nach dessen Tod im September 1987 zum ersten Mal die Heimat seiner Eltern sah, und John Warhola, damals Vizepräsident der Warhol-Stiftung, versprach, zu helfen. Es waren schwierige Jahre, „es war wie gegen Wände laufen“. Sie beschimpften Bycko als CIA-Agent und Bürgerlichen, und er musste der Partei versichern, hier keinen Spionagestützpunkt einzurichten.

Mit der Zeitenwende waren die Probleme plötzlich andere. Horrende Heiz- und Mietkosten verschlangen einen so

großen Teil des vom Slowakischen Kulturministerium zur Verfügung gestellten Budgets, dass für anfallende Reparaturen kaum mehr etwas übrig blieb. „Das Dach“, sagt Bycko, „ist bis heute undicht.“ Und auch die Besucher kamen nicht in der erwünschten Zahl. Etwa 12 000 sind es jedes Jahr, vor allem Polen oder Tschechen. Aus Mainz in Deutschland war vor einiger Zeit ein Günter da, und der schrieb diesen Satz ins Gästebuch: „A.W. in Medzilaborce, das ist wahre Pop-Art.“ Doch die Stadt, sagt Bycko, tue viel zu wenig. Sie verstehe das Museum nicht als Wirtschaftsfaktor, und das sei dumm, denn „außer dem Museum, was haben sie da schon?“

Adrian Kalinak weiß durchaus, dass das Museum die größte touristische Attraktion in der Region ist. Auf dem Furnierholzschreibtisch des Bürgermeister-Stellvertreters steht ein altes orangefarbenes Telefon, in der Ecke ein Tresor. Der sei leer, sagt Kalinak, und wäre längst entsorgt, wenn er nicht so viel wiegen würde.

Kalinak, Anfang 30, Jeans und Polo-Hemd, ist ein Mann mit wenig Illusionen. Er sagt, man plane zwar, die Identität der Stadt, ihr Image, enger mit dem Künstler zu verbinden. Man plane zwar, die Haltestellen zu verschönern, zum Beispiel mit den Marilyn-Motiven. Die wirklichen Probleme aber, glaubt er, die lösen sich so kaum. Die wirklichen Probleme, das seien andere. „Jeder Dritte ist hier ohne Arbeit. Damit fängt es an, und damit hört es auf.“

Seit einiger Zeit, sagt Kalinak, stünden sie in Verhandlungen mit Volkswagen. Auf dem Vihorlat-Gelände stehen ein paar Gebäude leer. Das Gelände wäre günstig zu bekommen, genauso wie die Arbeitskräfte. Doch die Verhandlungen sind kompliziert, denn wer in dieser Gegend etwas herstellt, der muss es wegbekommen, irgendwie, und dazu bräuchte man zumindest eine Autobahn. „Wir aber“, sagt Kalinak, „sind abgeschnitten von der Welt.“ Es gibt hier in der Nähe keine Autobahn.

Vielleicht wird sich die Lage bessern, wenn bald der neue Grenzübergang zu Polen in Betrieb genommen wird. Vielleicht, hofft er, wird sich die Lage bessern, wenn es gelingen kann, im nächsten Jahr an Gelder der EU zu kommen. Ein Freizeitzentrum soll entstehen mit Schwimmbad, Sauna, Tennisplätzen. Man will Touristen in die Gegend locken. Es gebe das Museum, und die Natur hier sei sehr schön, und während Kalinak das sagt, streift sein Blick ein Bild, das seinem Schreibtisch gegenüber hängt: eine Landschaft, 1986, fast idyllisch, sozialistisch, nur die Menschen fehlen.

Draußen vor dem Rathaus gibt es einen Platz. Ein blumengeschmücktes Denkmal erinnert an die Invasion der Roten Armee. Es scheint, als ob die Straßen, die von hier wegführen, nirgendwo ankommen. „Das Schlimme“, sagt Dusan Kantulak, „ist die Resignation. Die Alten sehnen sich nach früher, und die Jungen wollen fort. Doch alles, was sie kriegen können, ist Alkohol.“

Dusan Kantulak, der ein bisschen aussieht wie der junge Robert De Niro, ist 21 Jahre alt. Er hat gerade die Hotelakademie beendet, in Presov, jetzt ist er wieder hier und hat gleich gegenüber vom Museum angeheuert, als Kellner in der „Penzión Andy“. 7500 Kronen bekommt er dort im Monat, knapp 200 Euro, so viel, wie nebenan ein Mittelklasse-Mountainbike kostet. Doch er ist froh, dass sie ihn überhaupt genommen haben. In Presov hätte er nicht bleiben können. Er hätte zwar genauso viel verdient wie hier, nur wären dort allein zwei Drittel für die Miete drauf gegangen. Nun lebt er wieder bei den Eltern, „irgendwie im Wartestand“. Er sagt, er sehe das pragmatisch. Doch irgendwann, da werde dann auch er fortgehen, nach Frankreich oder Deutschland, nach Heidenheim, wo er schon einmal war, für drei Monate, als Koch bei einem Griechen.

In der „Penzión Andy“ gehen an guten Tagen 500 Liter Bier über den Tresen. Es ist das Hauptgeschäft, denn die vier Zimmer oben sind so gut wie nie belegt. Dusan sagt, man habe sich ein wenig mehr davon erhofft, als man die Pension vor ein paar Jahren umbenannte, als man die Blumendrucke an die Wände hängte. Allein, es änderte sich nichts: Die Leute kommen in der Früh, und abends sind sie wieder weg. Warum sollten sie auch bleiben? Ein Internet-Café gibt es im Ort, das keine festen Öffnungszeiten hat. Ein Kino, in dem jeden dritten Tag die Vorführung ausfällt, weil keine Gäste kommen. Und ein paar Kneipen, wo überall der gleiche Kirmes-Techno läuft.

Es ist acht Uhr am Morgen, als Jan Varchola bei Dusan Kantulak ein kühles Bier bestellt. Varchola ist früh aufgestanden heute. Er hat ein frisches Hemd aus dem Schrank genommen und die Armbanduhr, die er von John geschenkt bekommen hat. Dann hat er sich auf den Weg gemacht, die 40 Kilometer von Humenne hierher. Varcholas Großvater war ein Bruder von Andy Warhols Vater. Seine Eltern sind geblieben, damals, 1912. Sie hatten die Kinder, den Hof, die Kühe. Bereut hat er das nie.

Viele Jahre hat Varchola in einer Fabrik gearbeitet, die Polyamid herstellte und ins Ausland exportierte. Heute ist er Rentner. Er besitzt ein kleines Haus mit einem schönen Garten, und manchmal, sagt er, komme er halt her. Ein Dutzend Mal sei er schon drin gewesen, im Museum, meistens, um es jemandem zu zeigen. Er sagt, er sei sehr stolz auf den Verwandten aus Amerika, aber in dessen Bildern lesen, nein, das könne er nicht. Varchola sagt: „Ich finde, Warhol hätte besser Landschaften gemalt.“

Dann schlägt er einen Katalog auf. Wieder die Schädelserien, der rote Lenin, Marilyn, glatt und schön. Varchola lächelt, und dann fasst er sich an seine Nase, über die eine gewaltige Narbe läuft. Er sagt, er sei als Junge in den Feldern über eine Axt gestolpert. Es habe geregnet und wie wahnsinnig geblutet, und dann sei er heim gerannt. Nur einen Arzt, den hat er deshalb nie besucht. «